Jürgen Martschukat

Eine kritische Geschichte der Gegenwart

I. Einleitung

In seinem jüngsten Buch bemerkt der Historiker James Gilbert eher beiläufig, Geschichte unterscheide sich von Erinnerung durch ihr Verhältnis zur Kritik.[1] An Gilberts Bemerkung anknüpfend, wird der folgende Beitrag das Schreiben von Geschichte als Akt der Kritik entwerfen und dabei auch die Relevanz von Geschichtsschreibung für das Verhältnis zu unserer Gegenwart herausstellen. Ich werde dabei vor allem, aber nicht nur, vom Denken Michel Foucaults ausgehen, ohne mich allerdings zu eng an dieses zu binden oder gar eine Textexegese zu vollziehen. Als Historiker will ich mit Foucaults Denken und Überlieferungen arbeiten, mich von ihnen inspirieren lassen, sie in die ein oder andere Richtung dehnen und sie nutzen, um Geschichte als Kritik zu konturieren. Dass dies wiederum bedeutet, mit Foucaults Denken genau so zu verfahren, wie er sich das wünschte, indem man dieses »knirschen und schreien [macht]«, soll hier nur eine Notiz am Rande sein.[2]

Ein Bezug auf Foucault ist heutzutage keineswegs mehr brisant, vielmehr weisen zumindest kulturhistorisch argumentierende Texte beinahe immer eine entsprechende Standardreferenz auf, und es liegen diverse einschlägige Handbücher und Einführungen vor.[3] Foucault ist ein *Darling* der Feuilletons, und auch die professionelle Geschichtsschreibung und -lehre verweigern sich seinem Denken immer weniger.[4] Zugleich aber kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass mit der Breite der Foucault-Rezeption bisweilen die Schärfe und Konsequenz seines Denkens abhanden zu kommen scheint. Gerade der kritische Moment einer entsprechenden Historiografie droht dadurch verloren zu gehen.[5] Als Geschichtsschreibende verpassen wir jedoch eine Chance, wenn wir diesem Denken die

1 James Gilbert, Whose Fair? Experience, Memory, and the History of the Great St. Louis Exposition, Chicago, IL 2009, hier S. 2; siehe auch Harry Harootunian, History's Disquiet. Modernity, Cultural Practice, and the Question of Everyday Life, New York 2000.

2 Michel Foucault, Gespräch über das Gefängnis, das Buch und seine Methode (1975), in: Ders., Dits et Écrits – II: 1970–1975, Frankfurt/M. 2002, S. 913–932, hier S. 932. Vgl. auch Patricia O'Brien, Michel Foucault's History of Culture, in: Lynn Hunt (Hg.), The New Cultural History, Berkeley, CA 1989, S. 25–46, hier S. 46.

3 Schon 1997 hatte Peter Schöttler, Wer hat Angst vor dem »linguistic turn«?, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), S. 134–151 betont, der Diskursbegriff werde in Deutschland vom »Fremdkörper französischer Provenienz« zum »Allerweltsbegriff«; vgl. auch Clemens Kammler/Rolf Parr (Hg.), Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme, Heidelberg 2007, sowie Clemens Kammler/Rolf Parr/Ulrich Johannes Schneider (Hg.), Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2008; Philipp Sarasin, Michel Foucault zur Einführung, Hamburg 2005.

4 Vgl. zur historiografischen Rezeption Jürgen Martschukat, Geschichtswissenschaften, in: Kammler/Parr/Schneider (Hg.), Foucault Handbuch, S. 320–330.

5 Vgl. etwa die Kritik »Très chic Foucaults jüngste Fans«, in der FAZ, 1. April 2009 an der Tagung »Diskursiver Wandel. Internationale Tagung zum Stand der Diskursanalyse in den Geschichtswissenschaften«, 26.3.2009–27.3.2009 in Düsseldorf. Der Tagungsband bestätigt in seiner Vielfalt die Breite und Unterschiedlichkeit der Foucault-Rezeption: Achim Landwehr (Hg.), Diskursiver Wandel, Wiesbaden 2010.

Präzision und Schärfe nehmen und die Forderung nach der »unerbittlichen« Historisierung allen Seins verwässern. Existenz ist nur konsequent historisch zu denken, lautet das Postulat, das im Kern einer solchen Geschichtsschreibung steht und die Grundbedingung von Geschichte als Kritik ist. Foucault erhob die Geschichtsschreibung zur Königsdisziplin einer kritischen Wissenschaft, die ihr Interesse auf die Lebens- und Machtverhältnisse ihrer eigenen Gegenwart richtet und deren vermeintliche Alternativlosigkeit durch die Historisierung ihrer Bedingungen zerstört. Dies soll im Weiteren ausgeführt werden.[6]

Angesichts der Erhebung der Geschichte zur Königsdisziplin ist es umso bemerkenswerter, dass Foucault weiten Teilen der etablierten Geschichtsschreibung lange als Königsmörder galt, da er angeblich ihre Grundfesten zu zerstören drohte. Deren vor allem gesellschaftsgeschichtlich abgestecktes Terrain wurde in Deutschland lange heftig verteidigt.[7] Angesichts des Anliegens Foucaults, durch kritische Wissenschaft und Geschichtsschreibung bestehende gesellschaftliche Verhältnisse in Frage zu stellen, verwundern die Jeremiaden umso mehr, die bisweilen auf ihn niedergingen. Schließlich forderte Hans-Ulrich Wehler selber seit den frühen 1970er Jahren beharrlich eine »kritische Gesellschaftswissenschaft«, in der die Geschichtsschreibung auch von Fragen und Problemen der Gegenwart angeleitet sein sollte. Eine »emanzipatorische Aufgabe« sollte Geschichte erfüllen, betonte Wehler, nämlich »den Nebel mitgeschleppter Legenden zu durchstoßen und stereotype Missverständnisse aufzulösen«, um gegenwärtige soziale und politische Verhältnisse historisierend verstehen und verändern zu können. So suchte er eine Herrschaftsgeschichte ins Wanken zu bringen, die nicht mehr sei als »eine verfeinerte Apologie des jeweiligen Status quo«. Angesichts dieses historiografischen Programms verwundert es doch, dass man so lange keine Basis für eine konstruktive Auseinandersetzung mit Foucaults Denken fand.[8]

Die konzeptionellen Kämpfe waren schon vor mehr als zehn Jahren ermüdend und vor allem unproduktiv geworden.[9] Deshalb sollen sie in einem ersten Teil des folgenden Textes nur insoweit skizziert werden, wie sie eine Basis bilden, um zweitens die geschichtstheoretischen Konzepte einer Geschichte der Gegenwart im Zeichen der Kritik herzuleiten. Drittens will ich dann dafür plädieren, diese Geschichte mit Fragestellungen und Methoden der

6 Ulrich Brieler, Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker, Köln 1998; Axel Honneth/Martin Saar, Nachwort: Geschichte der Gegenwart. Michel Foucaults Philosophie der Kritik, in: Michel Foucault, Die Hauptwerke, Frankfurt/M. 2008, S. 1651–1683, hier S. 1679.

7 Unvermeidbar an dieser Stelle der beispielhafte Hinweis auf Hans-Ulrich Wehler, Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998; vgl. auch Richard J. Evans, Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt/M. 1998, oder Bryan D. Palmer, Descent into Discourse. The Reification of Language and the Writing of Social History, Philadelphia 1990. Lorraine Daston und Ute Daniel vergleichen Wehler in seiner Haltung gegenüber Foucault mit einem Western-Helden, der einen Gegner zum Duell auffordere in einer Stadt, die zu klein sei für sie beide; Lorraine Daston, Die unerschütterliche Praxis, in: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hg.), Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, Frankfurt/M. 2000, S. 13–25, hier S. 15; Ute Daniel, Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt/M. 2001, hier S. 461.

8 Zumal die Ausführungen Wehlers aus dem Jahr 1973 und somit aus einem Zeitraum stammten, in dem Foucault selber seine Geschichtskonzepte entwickelte; Hans-Ulrich Wehler, Das Deutsche Kaiserreich, 1871–1918, Göttingen 1994 (1973), hier S. 12–13; Michel Foucault, Was ist Kritik? (1978), Berlin 1992; Michel Foucault, Was ist Aufklärung? (1984), in: Ders., Dits et Écrits IV: 1980–1988, Frankfurt/M. 2005, S. 687–707.

9 Vgl. Jürgen Martschukat, Geschichte schreiben mit Foucault – eine Einleitung, in: Ders. (Hg.), Geschichte schreiben mit Foucault, Frankfurt/M. 2002, S. 7–26.

jüngeren Sozialgeschichtsschreibung vor allem US-amerikanischer Provenienz zu koppeln, wodurch sich das Schreiben von Geschichte als politische Praxis noch einmal schärfer herauspräparieren lässt.

II. Gründe der Zurückhaltung

Ein erster Grund für die zunächst zurückhaltende Rezeption Foucaults war, dass viele seiner Themen in den 1960er und 1970er Jahren als zu abseitig und zu bedeutungslos für eine seriöse Geschichtswissenschaft galten. Wahnsinn, Körper, Wissen, Strafen, Sexualität, »das Leben der infamen Menschen«[10], wie Foucault es in einem Essay bezeichnete, schienen weder wissenschaftlich seriös noch politisch und gesellschaftlich bedeutsam genug, um ihnen historiografisch ernsthaft nachzugehen. Die politische Brisanz dieser Arbeiten sollten mehr und mehr Historikerinnen und Historiker erst dann herausstellen, als sich auch ein verändertes Verständnis dessen verfestigte, was »Politik« und »das Politische« sind.[11] Ausschlüsse und Einschlüsse, Marginalisierungen und Hegemonialisierungen, Selbst- und Fremdpositionierungen von Menschen in komplexen Machtgeflechten als Effekte von Geschichte: Die Historizität von sozialen, kulturellen und politischen Ordnungsformen rückte in weiten Teilen der professionellen Geschichtsschreibung erst später auf die Agenda. Dabei hatten entsprechende Veränderungen des Politik-Verständnisses in den politischen Praktiken der 1960er Jahre ihren Ausgang genommen und somit in der Zeit, als Foucault seine ersten großen Arbeiten publizierte. Foucault selbst gehörte zu denjenigen Intellektuellen, die in politischen Bewegungen dieser Zeit aktiv waren und auch auf die Straße gingen. Doch dies war halt etwas anderes als Kabinettspolitik, auf die etablierte Historiker damals zumindest in Deutschland noch im Wesentlichen ihre Aufmerksamkeit richteten. Eine historiografische Gewissensprüfung, wie sie Lucien Febvre etwa bei seiner Antrittsvorlesung am *Collège de France* 1933 vornahm und die eine Richtungsänderung einforderte, stand in Deutschland noch eine Weile aus. Dies sollten in den 1970er und 80er Jahren erst die bereits erwähnte Gesellschaftsgeschichte und die Alltagsgeschichte leisten, die sich allerdings eher gegen- denn miteinander entwickelten. Dass im Sinne eines »konstitutiven Außen« auch das Gegeneinander ein Miteinander ist, ist an dieser Stelle eher eine Randbemerkung.[12]

10 Michel Foucault, Das Leben der infamen Menschen (1977), in: Ders., Dits et Écrits III: 1976–1979, Frankfurt/M. 2003, S. 309–332.

11 Vgl. dazu Jürgen Martschukat, Feste Bande lose schnüren »Gouvernementalität« als analytische Perspektive auf Geschichte, in: Zeithistorische Forschungen, Online-Ausgabe, 3 (2006) 2, <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Martschukat-2–2006>; vgl. aus den vielen Publikationen der letzten Jahre zur »Kultugeschichte des Politischen« etwa Gabriele Boukrif u. a. (Hg.), Geschlechtergeschichte des Politischen, Münster 2002; Achim Landwehr, Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen, in: Archiv für Kulturgeschichte 85 (2003), S. 71–117; Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.), Was heißt Kulturgeschichte des Politischen? Berlin 2005; Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt (Hg.), Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung, Frankfurt/M. 2005; Claudia Bruns, Politik des Eros. Der Männerbund in Wissenschaft, Politik und Jugendkultur, Köln 2007; Frank Bösch/Norman Domeier, Cultural History of Politics: Concepts and Debates, in: European Review of History 15 (Dezember 2008) 6, S. 577–586.

12 Lucien Febvre, Ein Historiker prüft sein Gewissen (1933), in: Ders., Das Gewissen des Historikers, Berlin 1988, S. 9–22; Alf Lüdtke, Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Ders. (Hg.), Alltagsgeschichte: zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen,

Zweiter Grund für die Nichtbeachtung: In der 1969 publizierten *Archäologie des Wissens*[13] legte Foucault seine Methode dar und skizzierte erstmals ein theoretisches Konzept für seine Vorstellung von Geschichtsschreibung. Im Verbund mit anderen Texten dieser Jahre brach die *Archäologie* mit zahlreichen Konventionen der historischen Forschung. Unter vielen Historiker-Kollegen löste es »Unbehagen« aus, wenn die Suche nach vermeintlich letztbegründenden »Ursprüngen« und die Forschung nach vermeintlich klaren Kausalitäten zurückgewiesen und stattdessen von »Streuungen« und »Kausalnetzen« gesprochen wurde, die zugleich komplex und beschränkt seien.[14] Mindestens ebenso anstößig war, dass Foucault gegen die Vorstellung anschrieb, es gebe ein menschliches Subjekt, das die Geschichte vorantrieb, indem es einem ureigenen, ihm gegebenen Streben nach Freiheit und Selbsterfüllung Ausdruck verlieh. »Wetten« würde er sogar, schrieb Foucault am Ende der *Ordnung der Dinge*, dass der Mensch irgendwann wieder »verschwinde wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand«[15], und zwar genau so, wie er historisch erschienen war. Dies schien anti-humanistisch und anti-aufklärerisch zu sein. Gepaart mit den inhaltlichen Akzenten auf randständigem Leben, den Zwängen, Unterwerfungen, Disziplinierungen, denen Menschen auch und ganz besonders im aufgeklärten Zeitalter und in der Moderne ausgesetzt waren, klang das düster und geradezu defätistisch. Der Vorwurf, ein Projekt gegen die Aufklärung zu betreiben, begleitete Foucault und eine von ihm inspirierte Geschichtsschreibung fortan.

Viele Geschichtsschreibende ignorierten lange, dass der Abschied vom Subjekt als autonomem Wesen Teil der bereits angesprochenen konsequenten Historisierung allen Seins war, und was heute Konsens einer kulturwissenschaftlichen Subjektivierungsforschung ist, hat Geschichtsschreibende lange verunsichert.[16] Dabei war Foucaults Argument weniger, dass es kein Subjekt gebe, sondern vielmehr, dass sich auch das Subjekt nicht der Geschichte entziehe. Entsprechend sollten Geschichtsschreibende das Subjekt nicht als Ausgangspunkt von Geschichte setzen, sondern danach spüren, wie das Subjekt historisch konturiert worden ist und sich selber konturierte: Eine »Geschichte der verschiedenen Formen der Subjektivierung« habe er in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten verfolgt, bilanzierte Foucault 1982.[17] Inwieweit dieses Projekt gerade nicht anti-aufklärerisch ist, sondern vielmehr aus einer aufklärerischen Haltung heraus kritisch argumentiert, werde ich später ausführen.

Zunächst soll jedoch noch ein dritter Grund für den Abstand genannt werden, den die Geschichtsschreibung lange zu Foucault eingehalten hat: Es ist die Spur der Arroganz, die bisweilen in seinen Ausführungen mitschwang. Detailverliebte Auseinandersetzungen seiner Kollegen bezeichnete er einmal als »liebenswerte aber verspätete Spielchen von Historikern in kurzen Hosen«.[18] Wer so etwas schreibt, macht sich leicht Feinde in der Zunft.

Frankfurt/M. 1989, S. 9–47; vgl. zum »konstitutiven Außen«, zum Gegen- und Miteinander zusammenfassend Stephan Moebius/Andreas Reckwitz, Poststrukturalismus und Sozialwissenschaften: Eine Standortbestimmung, in: Dies. (Hg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften, Frankfurt/M. 2008, S. 7–23, hier insb. S. 16.

13 Michel Foucault, Die Archäologie des Wissens (1969), Frankfurt/M. 1994 (1973 auf Deutsch).

14 Foucault, Was ist Kritik?, hier S. 37.

15 Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften (1966), Frankfurt/M. 1971, hier S. 462.

16 Vgl. Andreas Reckwitz, Subjekt, Bielefeld 2008.

17 Michel Foucault, Subjekt und Macht (1982), in: Ders., Dits et Écrits IV, S. 269–294, hier S. 269. Siehe etwa Michael Maset, Diskurs, Macht und Geschichte. Foucaults Analysetechniken und die historische Forschung, Frankfurt/M. 2002, hier S. 93.

18 Foucault, Archäologie, hier S. 205.

Und das musste man sich von dem anhören, der mit dem autonomen Subjekt als Ursprung der Geschichte auch den Autor als Ursprung von Bedeutung für tot erklärte.[19] Und zu alledem seien mit Subjekt und Autor auch Kategorien wie »das Werk« oder »das Buch« obsolet geworden. Wenn dem so war, was blieb da eigentlich von der Geschichte und vor allem von uns Geschichtsschreibenden? Wurde damit nicht die Vorstellung, Historikerinnen und Historiker seien denkende, die Geschichte verstehende und analysierende Subjekte für grundfalsch erklärt?

III. Geschichte als Geschichte ernst nehmen

Von wesentlicher Bedeutung für eine kritische Geschichte der Gegenwart ist das Verhältnis von Geschichte und Subjekt, das in den Kulturwissenschaften der letzten zwanzig Jahre – in Auseinandersetzung mit Positionen von Michel Foucault, Jacques Derrida und Pierre Bourdieu über Judith Butler und Joan Scott bis zur postkolonialen Theorie – maßgeblich revidiert worden ist.[20] Skeptiker hatten bereits mit Blick auf die *Ordnung der Dinge* beklagt, mit dem Subjekt drohe der Mensch aus dieser Art der Geschichte zu verschwinden. Foucaults Metapher des Bildes am Meeresufer im Sand hatte dem Vorschub geleistet, wenn man eben nur auf diese kurze Passage am Ende der *Ordnung der Dinge* schaute. Hatte man jedoch noch mehr als nur diesen letzten Absatz dieses einen Buches gelesen, so war leicht zu sehen, dass der Mensch keineswegs aus der Geschichte hinausgeschrieben werden sollte. Sogar genau das Gegenteil ist der Fall, denn diese Art der Geschichte dreht sich um die Frage des Menschen als Subjekt: um Menschen in ihren Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, und zwar unter den historischen Bedingungen ihrer Existenz; um Menschen, die in ihren Möglichkeiten einerseits begrenzt sind, andererseits gegen diese Begrenzung aufbegehren können. Dabei gilt es aber, die Geschichte ernst zu nehmen, anstatt ein Subjekt als kontrollierende Triebkraft und als Ausgangspunkt von Geschichte gleichsam »hinter den Dingen« zu setzen. So wie nicht Gott, der Weltgeist, die leitenden Ideen und auch nicht die Verteilung der Produktivkräfte als gleichsam mystifiziertes Movens der Geschichte dienlich zu machen sind[21], so ist auch das menschliche Subjekt nicht deren Triebkraft: Es steht vielmehr in der Geschichte, agiert immer in Interaktion mit ihm gesetzten Grenzen und Möglichkeiten und muss als solches eben historisiert werden. Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, warum sich Geschlechtergeschichte und von Foucault inspirierte Perspektiven wechselseitig so inspiriert haben, obwohl Foucault so gut wie nicht über Geschlecht

19 Michel Foucault, Was ist ein Autor?, in: Ders., Dits et Écrits I, S. 1003–1041. Vgl. auch Roland Barthes, Der Tod des Autors (1968), in: Ders., Das Rauschen der Sprache, Frankfurt/M. 2006, S. 57–63.

20 Zusammenfassend Reckwitz, Subjekt; vgl. auch David Simo, Subjektposition und Kultur im Zeitalter der Globalisierung. Postkoloniale Ansätze, in: Comparativ 20 (2010) 6, S. 51–79.

21 Man könnte statt der Ferne ebenso die Nähe von foucaultschem und marxschem Geschichtsdenken betonen, die beide »die Vorstellung von ›dem‹ Menschen als Schöpfer-Subjekt ›der‹ Geschichte« als Gegner identifizieren; vgl. Ulrich Brieler, »Erfahrungstiere« und »Industriesoldaten«: Marx und Foucault über das historischen Denken, das Subjekt und die Geschichte der Gegenwart, in: Jürgen Martschukat (Hg.), Geschichte schreiben mit Foucault, S. 42–78, hier S. 48.

geschrieben hat, und warum sich beide Perspektiven in den 1990er Jahren Hand in Hand in der historischen Forschung etablierten.[22]

Anstatt eine Triebkraft zu fixieren, die gewissermaßen hinter der Geschichte wirkt und sich in dieser artikuliert, sollte die Geschichte selbst als Geschichte ernst genommen und deren Dynamik gezeigt werden. Dies ist eine Geschichte, die sich als komplexes Ensemble aus verstreuten und vielfältigen Äußerungen und Handlungen, Institutionen, Regelwerken, Ordnungen und vielem mehr darstellt. Zwischen all diesen Elementen lassen sich Verflechtungen und Zusammengehörigkeiten unterschiedlicher Intensität und Enge herstellen. Durch eine entsprechende Dichte ineinander verflochtener Elemente entwickeln solche historischen Konfigurationen Stabilität, Wirkmächtigkeit und prägende Dynamik.[23] Die Betonung von »Dichte« bedeutete eine wichtige Verschiebung gegenüber der Art, in der Historiker/innen lange zu denken gewohnt gewesen waren: Denn es ist nicht die Einzigartigkeit einer Äußerung oder Handlung, die Geschichte bewegt und die zudem den Fähigkeiten eines genialen Subjektes zuzuschreiben ist und genau deswegen unsere Aufmerksamkeit verdient. Es ist vielmehr die beständige Wiederholung von Äußerungen und Handlungen und deren Positionierung in einem Feld ähnlicher Äußerungen und Handlungen, auf die es ankommt. Dabei impliziert Wiederholung einerseits Bewegung und vielleicht auch Dynamik, andererseits aber erfährt eine historische Konfiguration genau aus dem Prozess der Wiederholung heraus Dichte und eine Stabilisierung, die man vielleicht treffender als »Trägheit« bezeichnen könnte. Joan Scott spricht von einem Echo, in dem Rufe in sich verfremdender Form wider- und widerhallen, bis sie erneuert werden oder langsam verschwinden, und Judith Butler fordert uns auf, im Partizip Präsens zu denken, um uns dieses Prinzip permanenten Werdens zu vergegenwärtigen.[24]

Es ist mithin genau das Prinzip der Wiederholung, das einerseits die Möglichkeit der Stabilisierung, andererseits der Veränderung von Geschichte und Gegenwart birgt. Denn eine Wiederholung oder auch ein »Zitat« ist niemals eine exakte Kopie seiner Vorlage, da sich die Bedingungen, die Kontexte und die Formen der Äußerungsakte unterscheiden. Wiederholung bedeutet also immer auch Differenz, wenn diese bisweilen auch nur minimal ist.[25] Ein

22 Wegweisend sind die Beiträge von Joan W. Scott, Gender as a Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review 91 (1986) 5, S. 1053–1075; Lynn Hunt, The Challenge of Gender. Deconstruction of Categories and Reconstruction of Narratives in Gender History, in: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte: Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998, S. 59–97.

23 In Anlehnung an Norbert Elias und Michel Foucault soll »Konfiguration« ein interdependentes, ineinander verwobenes und historisch spezifisches Geflecht von menschlichen Handlungsformen und Lebensweisen, Diskursmustern, sozioökonomischen Verdichtungen und Institutionen bezeichnen, das die Verschränkung sozial-, politik- und kulturgeschichtlicher Perspektiven ermöglicht. Vgl. Norbert Elias, Figuration, in: Bernhard Schäfers (Hg.), Grundbegriffe der Soziologie, Stuttgart 2003, S. 88–91; Michel Foucault, Von anderen Räumen, in: Ders., Dits et Écrits IV, S. 931–942.

24 Joan W. Scott, Fantasy Echo: History and the Construction of Identity, in: Critical Inquiry 27 (2001) 2, S. 284–304; Judith Butler, Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie (1988), in: Uwe Wirth (Hg.), Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 301–320.

25 Vgl. dazu Judith Butler, Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995 (1993), vor allem Vorwort und Einleitung: S. 19–48; vgl. auch Butler, Performative Akte, in: Wirth (Hg.), Performanz; Jürgen Martschukat/Steffen Patzold, Geschichtswissenschaft und »performative turn«. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzeptionen und Literatur, in: Dies.

zweites Movens historischer Konfigurationen ist die gleichzeitige Existenz verschiedener diskursiver Formationen. Diese sind zwar in gewissem Maße voneinander abgrenzbar, zugleich berühren sie aber einander, überlagern sich, haben Schnittmengen und beeinflussen sich gegenseitig. Aus diesen Schnittmengen heraus, die meist am Rande einzelner Formationen und Konfigurationen liegen, können Veränderungen angestoßen werden. Denn was die eine Formation stabilisiert, kann andere Formationen »irritieren« und Dissenzen in vermehrte Aktivität versetzen. Diskurse sind niemals homogen, sondern immer vielschichtig und uneinheitlich.[26] Drittens ist die »Performativität« von Äußerungen und Handlungen ernst zu nehmen. Dadurch, dass Dinge innerhalb bestimmter Konfigurationen gesagt oder getan werden, geschieht etwas. Es werden kulturelle und soziale Ordnungen, Geflechte von Wissen, Handlungen und Bedeutungen konturiert, die sich gegebenenfalls so zu verdichten und zu etablieren vermögen, dass möglicherweise sogar Evidenzen entstehen und Dinge den Anschein erwecken, »natürlich« und unveränderlich zu sein.[27]

Die Konsequenz in der Historisierung, die eine solche Perspektive einfordert, vermag ein Blick auf einen kleinen Aufsatz von Reinhart Koselleck verdeutlichen. Der Text über »Wiederholungsstrukturen« widmet sich der Liebe als immer wiederkehrendem Moment in der Geschichte.[28] Koselleck setzt einen Geschlechtstrieb und ein gegengeschlechtliches Begehren als Ausgangsannahme für sich einerseits wiederholende, zugleich aber historisch-spezifische Liebesgeschichten. Ziehen wir nun zur Perspektivierung Judith Butlers Ausführungen zum selben Thema der Liebe und des Begehrens heran, so geht sie einen entscheidenden Schritt weiter: Butler dekonstruiert genau das System der Zweigeschlechtlichkeit und der »Biologie als Zwang« als historisch und kulturell geworden, während Koselleck sie als Ausgangspunkt seiner Betrachtung setzt. Geschlecht und Begehren, so Butler, erhalten erst »als die sedimentierte Wirkung einer andauernd wiederholenden oder rituellen Praxis [… den] Effekt des Naturalisierten.« Analysen solcher Sedimentierungen machen es möglich, Naturalisierungen und Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen, sie konsequent als historisch geworden aufzuzeigen und sich kritisch zu ihnen zu positionieren.[29]

Mithin verschiebt sich die Blickrichtung der kritischen Geschichtsschreibenden. Der Fokus auf einen außerhalb von Geschichte liegenden Ursprung wird abgelöst durch die Suche nach den Möglichkeitsbedingungen und Effekten menschlichen Denkens und Handelns. Dabei darf das Interesse nicht nur dem geschriebenen oder gesprochenen Wort gelten, sondern auch Artefakten wie Landkarten oder Mauern, die Menschen ein- und ausschließen, etwa weil ihnen bestimmte Eigenarten zugeschrieben werden, die durch den Akt des Einschließens wiederum bestätigt zu werden scheinen.[30]

(Hg.), Geschichtswissenschaft und »performative turn«. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln 2003, S. 1–31.

26 Foucault, Archäologie des Wissens, S. 48–60.

27 Vgl. etwa Wirth (Hg), Performanz, und Martschukat/Patzold (Hg.), Geschichtswissenschaft und »performative turn«.

28 Reinhart Koselleck, Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte, in: Saeculum 57 (2006) 1, S. 1–15.

29 Butler, Körper von Gewicht, hier S. 32.

30 Vgl. etwa Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses (1975), Frankfurt/M. 1994, wo es keineswegs nur um Texte geht, sondern um eine ganze Strafrationalität, die sich im 18. und 19. Jahrhundert transformiert – bestehend aus Reformtexten, Strafgesetzordnungen, Gebäudekomplexen, exerzierenden Soldaten, betenden Mönchen und Praktiken

Damit zeichnet sich an dieser Stelle etwas ab, das ich im Folgenden noch deutlicher einkreisen werde, weil es für das Verhältnis von Geschichte und Kritik von besonderer Bedeutung ist: Aufgrund der Ordnungen, die in diesen Konfigurationen erzeugt und gestaltet werden, geschieht etwas mit Menschen. Wenn wir, um dies genauer zu fassen, noch einmal auf das Verhältnis von Subjekt und Geschichte schauen, dann sehen wir, wie Menschen in verschiedenen Konfigurationen zu Subjekten werden und sich selber zu solchen machen, und wir sehen gleichermaßen, wie manche Menschen die Fähigkeit zu einer idealisierten, hegemonialen Form des Subjektseins nur partiell oder auch gar nicht zugebilligt bekommen. Man denke etwa an die Geschichte der Menschenrechte und die mit ihr verbundenen Ein- und Ausschlüsse oder an die Geschichte des Staatsbürgerseins und seiner Beschränkungen.[31] Das Subjekt verschwindet mitnichten aus solchen historischen Analysen, sondern es wird als eine historische und somit historisierbare Figuration neu konzipiert, als ein Wesen, das in der Geschichte entsteht und umkämpft ist. Ein solches historisches Wesen kann auch widerständig handeln und »eigensinnig« erscheinen, wie Alf Lüdtke immer wieder zeigt.[32] Doch auch das widerständige und eigensinnige Wesen agiert immer gegen Grenzen, die ihm gegeben sind, bzw. innerhalb von Konfigurationen, die seine perzeptiven Fähigkeiten und seine praktischen Möglichkeiten regulieren. »Wenn es Handlungsfähigkeit, ja Freiheit in diesem Ringen gibt«, schreibt Judith Butler, »dann stets in Bezug auf ein ermöglichendes und begrenzendes Feld von Zwängen.«[33]

IV. Sozialgeschichte und Ressourcenzugriffe

Dieses Projekt ist ein zutiefst sozialhistorisches. Angesichts des bisweilen so erbitterten Widerstands, der aus Teilen der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte gegen diese Art der Historiografie vorgebracht wurde, mag dies zunächst überraschen. Es bedarf also einiger Sätze der Erläuterung, wie sich Sozial- und Kulturgeschichte in einer kritischen Geschichte der Gegenwart verschränken. Dadurch wird auch noch einmal prägnanter erkennbar, inwieweit das Schreiben von Geschichte eine politische Praxis ist, deren Kritik sich auf die Gegenwart richtet, ohne notwendig Zeitgeschichte sein zu müssen.

Ausgangspunkt meiner Ausführungen zu den Verschränkungen von Kultur- und Sozialgeschichte sind die Prämissen und Erkenntnisinteressen der US-amerikanisch geprägten *new social history*, die mittlerweile aber auch hierzulande weithin etabliert sind.[34] Die Fragestellungen dieser Art der Sozialgeschichte sind vor allem auf die vielfältigen Differenzierungen gerichtet, die innerhalb von historischen Konfigurationen ent- und bestehen. Wenn die Geschichte das Subjekt nicht zum unhinterfragten Ausgangspunkt ihres Denkens macht, sondern vielmehr erklären will, wie Menschen in verschiedenen historischen und kulturellen Formationen zu Subjekten gemacht wurden und sich selber

der Tötung oder Inhaftierung, die hier gemeinsam am Werk sind, Bedeutung zu produzieren und zu verschieben.

31 Lynn Hunt, Inventing Human Rights: A History, New York 2007; Carol Pateman, The Sexual Contract. Stanford, CA 1988; Charles W. Mills, The Racial Contract, Ithaca, NY 1997.

32 Alf Lüdtke, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.

33 Judith Butler, Kritik der ethischen Gewalt – Adorno Vorlesungen 2002, Frankfurt/M. 2007, hier S. 29.

34 Eric Foner (Hg.), The New American History, Philadelphia 1990; Peter N. Stearns, Social History. Present and Future, in: Journal of Social History 37 (2003) 1, S. 9–19.

als solche formten, dann wirft dies notwendig die Frage auf, ob innerhalb einer solchen Konfiguration alle Menschen gleichermaßen Subjektstatus erhalten können. »Wenn der Subjektstatus selbst erst aktiv hergestellt wird«, schreibt in diesem Sinne der Philosoph Martin Saar, »muß auch die dabei wirksame soziale Macht analysiert werden, und es muß gefragt werden, wer unter welchen Umständen als Subjekt gilt und wer nicht.«[35] Wurden zum Beispiel im Zeitalter der atlantischen Revolutionen alle Menschen gleichermaßen als politisch mündige Subjekte konzipiert? Oder wurden Unterscheidungen vorgenommen? Wurden Achsen der Differenz eingezogen, und wenn ja, dann welche und wie? Auf Basis welcher Logiken funktionieren sie? Waren manche Geschehnisse und Geschichten gar »undenkbar« im damaligen Referenzsystem, wenn sie etwa von schwarzer politischer Ermächtigung erzählten, so wie dies die Haitianische Revolution tat?[36] Wie erhalten die getroffenen Unterscheidungen Evidenz? Und: Wie verschieben sich diese Differenzierungen und Evidenzen in der Geschichte?

Dies sind auch genuin sozialhistorische Fragen, wie sie seit den 1960er Jahren in verschiedenen Bereichen der historischen Forschung mit wachsendem Nachdruck gestellt wurden und mit neuen Formen der politischen Aktivität korrespondierten. Dies- wie jenseits des Atlantiks zeigten die diversen Bürgerrechtsbewegungen, wie politisch das Persönliche war. Es entwickelte sich eine Form der Gegenwartsgeschichte, in der Historiker/innen eine fehlende zeitliche Distanz zum Untersuchungsgeschehen gerade nicht durch wissenschaftliche Distanzierung auszugleichen suchten, wie es ein leitendes Paradigma der Zeitgeschichte lange einforderte.[37] Vielmehr fielen politisches und wissenschaftliches Engagement ineinander, und dies war so gewollt: Die wissenschaftliche Arbeit avancierte zum Teil der politischen Arbeit. Forschungen zur *women's history* standen im Kontext der Frauenbewegung, Forschungen zur *black history* im Kontext der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung und zur *gay and lesbian history* im Kontext der Schwulen- und Lesbenbewegung. Frühe entsprechende Arbeiten machten schon in Titeln wie *Becoming Visible* deutlich, dass sie das Ziel verfolgten, bestimmten Menschen durch geschichtswissenschaftliche Forschung eine Sichtbarkeit zu verschaffen, die auch als politische Forderung zu verstehen war. Nicht selten waren Autor/inn/en zentraler Studien auch Aktivist/inn/en, wie z. B. Betty Friedan und Jonathan Ned Katz, bell hooks oder auch Judith Butler.[38] Sie haben Schritt für Schritt die

35 Martin Saar, Klasse/Ungleichheit. Von den Schichten der Einheit zu den Achsen der Differenz, in: Moebius/Reckwitz (Hg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften, S. 194–207, hier S. 202.

36 So Michel-Rolph Trouillot, Silencing the Past. Power and the Production of History, Boston 1995; Michel-Rolph Trouillot, Undenkbare Geschichte. Zur Bagatellisierung der Haitischen Revolution, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.), Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2002, S. 84–115.

37 Vgl. etwas Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht, Einleitung: Zeitgeschichte als Streitgeschichte, in: Dies. (Hg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003, S. 9–18.

38 Vgl. zusammenfassend Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz, Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt/M. 2008, S. 12–32. Betty Friedan, The Feminine Mystique, New York 1963; bell hooks, Ain't I a Woman: Black Women and Feminism, Boston, MA 1981; Jonathan Ned Katz, Gay/Lesbian Almanac: A New Documentary in Which Is Contained, in Chronological Order, Evidence of the True and Fantastical History of Those Persons Now Called Lesbians and Gay Men, New York 1983; Jonathan Ned Katz, The Invention of Heterosexuality, New York 1995;

Frage der Differenzen als politische Frage auf die wissenschaftliche Agenda und als wissenschaftliche Frage auf die politische Agenda gesetzt: Wie wird entlang von Kategorien wie *race, class, gender, sexuality, religion, region, age* und vielen anderen mehr ein vieldimensionaler Raum konzipiert, in dem Menschen kategorisiert werden? Ein Raum, in dem Menschen eingeordnet, mit unterschiedlichen Rechten ausgestattet und mit unterschiedlichem Subjektstatus belegt werden? Ein Raum, in dem sie entsprechend unterschiedliche Orte zugewiesen bekommen bzw. sich selber unterschiedliche Orte zuweisen? Ein Raum, der Möglichkeitsbedingungen verschiedener Menschen reguliert, sich als Subjekte zu bilden? In den politischen Bewegungen der 1960er und 70er Jahre war von Anfang an klar, dass diese Fragen auch und ganz besonders historisch gestellt werden mussten, sollte die eigene Gegenwart verändert werden.[39] Ab den 1990er Jahren rückten nicht nur die Marginalisierungen, sondern auch die hegemonialen Kategorisierungen in den Blick der Historikerinnen und Historiker: Männlichkeiten, Weißsein, Heterosexualität. Analysen dieser Art mussten sich nicht notwendig auf die Epoche der Mitlebenden beziehen, sondern konnten und mussten auch deutlich weiter zurückreichen, um die eigene Existenz als historisch gewordene Existenz verstehen zu können: Eine jede solche Geschichte ist eine Geschichte der Gegenwart.[40]

Menschen können demnach auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlichem Maße als Subjekte gelten, und zwar je nachdem, wo sie innerhalb von historischen Konfigurationen verortet werden und auch sich selber verorten. Und diese Verortung hängt davon ab, ob sie als weiblich oder männlich, weiß, gelb oder schwarz, homo- oder heterosexuell oder gar nichts oder beides gelten, ob sie christlichen (katholischen oder protestantischen), jüdischen oder muslimischen Glaubens sind, ob sie im Norden oder Süden leben, aus dem Osten oder Westen kommen. Entscheidend für die historiografisch-analytische Perspektive ist, dass dies nicht so ist, weil es so ist, sondern weil all diese Faktoren zu einer gewissen Zeit an einem gewissen Ort in einer gewissen kulturellen Konfiguration auf eine gewisse Art ineinander greifen und so eine spezifische Bedeutung entfalten – eine Bedeutung, die wirkmächtig und zugleich zutiefst historisch ist. Diese Kategorisierungen von Menschen, deren Platzierung im soziokulturellen Raum, deren Zuschreibungen beeinflussen wesentlich, welche Möglichkeiten Menschen haben, auf gesellschaftliche Ressourcen zuzugreifen: auf Bildung, politische Teilhabe, Arbeit, Eigentum, Güter und viele weitere mehr. Die knallharten Realitäten des Lebens und Überlebens verschiedener Menschen können folglich nicht ohne die bisweilen immer noch als »weich« bezeichnete Ebene der Bedeutungsgebung gedacht werden.

Renate Bridenthal/Claudia Koontz (Hg.), Becoming Visible. Women in European History, Boston 1977.

39 Vgl. Pierre Bourdieu und dessen Konzeption des sozialen Raums: Pierre Bourdieu, Sozialer Raum und »Klassen« (1984); Ders., Lecon sur la lecon. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/M. 1995; Geoff Eley, A Crooked Line: From Cultural History to the History of Society, Ann Arbor, MI 2005.

40 Daniel Wickberg, Heterosexual White Male: Some Recent Inversions in American Cultural History, in: Journal of American History 92 (2005) 1, S. 136–157; Peter Kolchin, Whiteness Studies: The New History of Race in America, in: Journal of American History 89 (2002), S. 154–173; Bryce Traister, Academic Viagra: The Rise of American Masculinity Studies, in: American Quarterly 52 (2000) 2, S. 274–304.

V. Kritische Geschichte der Gegenwart

Ich möchte abschließend noch einmal ausdrücklich das kritische Moment einer solchen Geschichte herausstellen. Ich kehre deswegen zur unerbittlichen Historizität allen Seins zurück. In seinem Aufsatz über *Nietzsche, die Genealogie, die Historie* beschwört Foucault die Kraft der Historie als Historie regelrecht und bezeichnet jede Bestimmung eines Ursprungs als »Taschenspielertrick«. Denn die Suche nach dem Ursprung ist die Suche nach dem, was schon war, bevor es Geschichte gab, und das so geheim und so ursprünglich ist, dass man es nie »völlig in sich selbst erfassen kann«. Lasse man sich aber darauf ein, tatsächlich in der Geschichte zu spüren, so erfahre man, »dass es hinter den Dingen ›etwas ganz anderes‹ gibt: nicht ihr wesenhaftes und zeitloses Geheimnis, sondern das Geheimnis, dass sie [eben] ohne Wesen sind oder dass ihr Wesen Stück für Stück [in der Geschichte] aufgebaut worden ist.«[41] Mit anderen Worten: Eine Wesenhaftigkeit, die man hinter den Dingen zu entdecken meint, ist das Ergebnis von Geschichte und des Zusammenwirkens all dieser Faktoren und Elemente, die historisch und historisierbar sind: von Worten und Dingen, Institutionen und Handlungsweisen, Bauwerken und Landkarten, *race* und *gender* und vielem mehr. »An der Wurzel dessen, was wir erkennen und was wir sind, steht nicht die Wahrheit und das Sein«[42], schreibt Foucault weiter, sondern eine vielfältige Verkettung von Historizitäten und ein komplexes Ensemble von historisierbaren Kräfteverhältnissen.

Was bedeutet dies nun für die Geschichtsschreibung? Wenn es keinen Ursprung gibt, kein hinter den Dingen Seiendes, sondern alles Geschichte ist, dann kann es keine Selbstverständlichkeiten geben, keine Universalien, keine Evidenzen. Die Aufgabe der Wissenschaft und aller denkenden Menschen ist es dann, die angenommenen Selbstverständlichkeiten, Evidenzen und Universalien zu hinterfragen, sie als historisch aufzuzeigen und damit als Evidenzen aufzulösen. »Die erste methodische Regel für diese Art Arbeit ist also die folgende«, betonte Foucault 1984 in einer Art Selbstbeschreibung: »Soweit es eben geht die anthropologischen Universalien ([…]) zu umgehen, um sie in ihrer geschichtlichen Konstitution zu befragen.«[43] Ist eine Evidenz historisierbar, so ist sie keine Evidenz, weil das, was historisch ist, veränderlich ist: Denn historisch sein bedeutet immer, dass es auch anders sein kann, und damit verliert eine Ordnung ihre unhinterfragte Akzeptabilität. Wer könnte solche Erschütterungen besser auslösen und solche Historizitäten besser vorführen als Geschichtsschreibende? Wir sind diejenigen, die zeigen können, wie Verhältnisse so geworden sind, wie sie sind. Wir können zum Beispiel zeigen, wie historisch die Logiken entstanden, auf deren Basis schwarze Menschen jahrhundertelang versklavt wurden, und das zuletzt auch noch in einer Ordnung, die sich die Freiheit und Gleichheit aller Menschen auf die Fahnen geschrieben hatte, um hier nur ein Beispiel zu nennen. Wir können auch zeigen, wie stabil und fragil zugleich diese Logiken waren, wie träge sie waren, wie umkämpft

41 Michel Foucault, Nietzsche, die Genealogie, die Historie (1971), in: Ders., Dits & Écrits II, S. 166–191; hier nach: Foucault, Nietzsche, Genealogie, Historie, in: Christoph Conrad/Martina Kessel (Hg.), Kultur & Geschichte. Neue Blicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, S. 43–71, hier S. 45 f.; »völlig in sich selbst« in Foucault: Archäologie, hier S. 38.

42 Foucault, Nietzsche, Genealogie, Historie, in: Conrad/Kessel, hier S. 49.

43 Michel Foucault, Nein zum König Sex, in: Ders., Dits & Écrits III, S. 336–353, hier S. 353; Michel Foucault, Foucault, in: Ders., Dits & Écrits IV, hier S. 780 – in der Klammer heißt es: »(und selbstverständlich auch die Universalien eines Humanismus, der die Rechte, die Privilegien und die Natur eines menschlichen Wesens als unmittelbare und zeitlose Wahrheit des Subjekts geltend machen würde).«

sie waren, welche Widerstände es gab und wie sich die Verhältnisse verschoben haben und wie sie verändert wurden. Geschichte kann uns zeigen, dass es auch anders sein kann – in der Vergangenheit anders war und in Zukunft anders sein kann.

Insofern steht eine solche Geschichte auch voll und ganz im Zeichen der »Kritik«. »Kritik« zu üben meint hier, sich ins Verhältnis zu etwas zu setzen, das zunächst als wahr, als stabil, als universell galt, und so die Autorität des vermeintlich Wahren zu hinterfragen und in Zweifel zu ziehen.[44] Und wer könnte dies besser als die Geschichtsschreibenden? Schließlich ist es die Geschichte, die konsequent die Historizität des Seins und damit die Möglichkeit der Veränderung und des Anders-Seins aufzuzeigen vermag. Wir tun nicht mehr und nicht weniger, als zu zeigen, dass etwas anders war, welches die Akzeptabilitätsbedingungen dieses Anders-Seins gewesen sind, und wie sich diese Bedingungen verändert haben. Die Veränderlichkeit der Vergangenheit, die Kontingenz einer Geschichte, die keiner Äußerlichkeit unterworfen ist, lässt uns erkennen, dass auch die Gegenwart und die Zukunft anders sein können, als sie sind – im Guten wie im Schlechten. Deshalb ist eine solche Geschichte im Zeichen der Kritik eine Geschichte der Gegenwart, selbst dann, wenn sie nicht unmittelbar auf gegenwärtige Probleme ausgerichtet ist.[45] Denn solche Geschichten, die konsequent historisch und in dem genannten Sinne kritisch argumentieren, führen vor, wie sich Menschen zu Gegebenheiten und Formationen, die ihr Dasein regulieren und diesem Grenzen geben, ins Verhältnis setzen. Sie zeigen, wie die Bedingungen und die Praktiken vergangenen Seins historisch entstanden sind und wie sie historisch verändert wurden. Damit lassen sie uns erkennen, dass auch die Bedingungen unserer eigenen gegenwärtigen Existenz durch und durch in der Geschichte verankert und somit veränderlich sind. In diesem Sinne Geschichte zu schreiben, ist eine kritische Praxis.[46]

Eine solche Geschichte ist weit davon entfernt, anti-humanistisch und anti-aufklärerisch zu sein. »Düster« ist sie wohl bisweilen, denn sie zeigt, wie Menschen etwa aufgrund ihres Geschlechts, ihres Begehrens, ihrer Hautfarbe oder ihres Glaubens marginalisiert, ausgegrenzt und entrechtet wurden. Aber ist sie deshalb anti-aufklärerisch, weil sie möglicherweise zeigt, wie dies auch im 19., 20. und 21. Jahrhundert geschehen ist und geschieht? Das Gegenteil ist der Fall. Denn gerade indem eine solche Geschichte zeigt, wie trotz der humanistischen Paradigmen und bisweilen sogar gerade wegen einer der aufgeklärten Moderne eigenen Rationalität Menschen ausgegrenzt, diffamiert und sogar getötet wurden, ist eine solche Geschichte von einem aufklärerischen Ethos geprägt. Denn Aufklärung ist weniger einem spezifischen Inhalt, als vielmehr einem Prinzip, einer Haltung verpflichtet – ein Ethos, so Foucault in Referenz zu Immanuel Kants berühmtem Aufsatz, »das man als permanente Kritik unseres geschichtlichen Seins charakterisieren könnte«.[47] Deswegen fordert uns eine solche Geschichte eben im Sinne der Aufklärung dazu auf, uns unseres eigenen

44 Foucault, Was ist Kritik?, hier S. 14.

45 Foucault, Überwachen und Strafen, S. 42–43. Vgl. zur Geschichte der Gegenwart auch Brieler, Erfahrungstiere und Industriesoldaten, in: Martschukat (Hg.), Geschichte schreiben mit Foucault, 71–74.

46 Vgl. Martin Saar, Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault, Frankfurt/M. 2007, hier insb. S. 293 ff.

47 Foucault, Was ist Aufklärung?, hier S. 699. Vgl. auch S. 707, wo es ähnlich heißt: »Man muss sie als eine Haltung […] begreifen, bei [der] die Kritik dessen, was wir sind, zugleich historische Analyse der uns gesetzten Grenzen und Probe ihrer möglichen Überschreitung ist.« Immanuel Kant, Was ist Aufklärung?, in: Berlinische Monatsschrift (Dezember 1784), S. 481–494; siehe auch Foucault, Was ist Kritik?, hier S. 8.

Verstandes zu bedienen, um die historisch gemachten Grenzen unserer Existenz zu erkennen. Und sie fordert dazu auf, uns unserer Möglichkeiten zu bedienen, um uns aus unserer Unmündigkeit zu befreien. Doch die Kraft und die Fähigkeit, diese kritische Arbeit zu tun, kommen nicht »aus uns heraus«, weil sie uns als Subjekten in den Schoß gelegt wären. Vielmehr erfordert, wie Judith Butler betont, eine solche kritische Haltung permanente und harte Arbeit an den uns gegebenen Grenzen, Fesseln, Unmündigkeiten. Und die Erkenntnis, dass diese Grenzen, Fesseln und Unmündigkeiten ebenso wie die Wagnis, sich mit diesen auseinanderzusetzen, durch und durch historisch sind, ist die grundlegende Voraussetzung für eine solche Haltung und Arbeit der Kritik.[48]

48 Butler, Kritik der ethischen Gewalt. Zur »Wagnis« siehe Rahel Jaeggi/Tilo Wesche, Einführung: Was ist Kritik?, in: Dies. (Hg.), Was ist Kritik? Frankfurt/M. 2009, S. 7–20, hier S. 17.